Das Rockefeller-Institut im Kriege.

Pest, Krieg, Hungersnot und Tod sind jene gefürchteten apokalyptischen Reiter, die sich nach dem Bibelwort zur Vernichtung des Menschengeschlechts zusammengetan haben. Nicht ohne Grund sind diese vier graufigen, unheimlichen Gestalten von jeher ein beliebter Gegenstand der bildenden Kunst gewesen. Man denke an Dürer und in jüngerer und in jüngster Zeit an Cornelius und Böcklin. Es kommt in diesem Symbol die Erfahrung zum Ausdruck, daß der Krieg, Hungersnot und verheerende Volksseuchen fast immer unzertrennliche Genossen waren. Unter ihnen waren diese Begleiter des Krieges meist schrecklicher als

Das Rockefeller-Institut und die neuen Baracken.

der grimme, grausame Krieg selbst. Konnte man doch bis in die neuere Zeit bei allen kriegführenden Völkern die Beobachtung machen, daß die Schar derer, die während eines Feldzuges durch Krankheit oder Seuchen dahingerafft wurden, um ein Erhebliches größer war als die Zahl derjenigen Krieger, welche unmittelbar auf dem Felde der Ehre blieben oder später den von dem Feinde erhaltenen Wunden erlagen.

Seuchenbekämpfung ist also heutzutage eine der Hauptaufgaben medizinischer Wissenschaft im Kriege.

Schon zu Friedenszeiten hat das Rockefeller Institut auf diesem Gebiet

Inneres einer Krankenabteilung.

wie auf andern Mustergültiges geleistet und gerade seiner ausgezeichneten Organisation, des Stabes hervorragender Gelehrten und der außerordentlichen Mittel wegen, die der Anstalt zu Gebote stehen, dürfte sie auch in der Behütung der jetzt nach Frankreich gesandten amerikanischen Truppen vor Seuchengefahr sowie in der Verbesserung der Wundbehandlung in der Schaffung wirklicher Ersatzglieder die Führung übernehmen.

Gleichsam über Nacht ist in jüngster Zeit auf dem Terrain der Anstalt eine Barackenstadt für Kriegsverwundete erstanden, die die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und Technik verwertet und vorläufig weniger als Heimatshospital, denn als Ausbildungsstätte für die nach drüben zu sendenden Aerzte dienen wird. Dr. Carrell, der berühmte französische Chirurg, der eine Reihe aufsehenerregender Arbeiten im Rockefeller Institut ausführte, zu Beginn des Krieges sich aber sofort seinem Vaterland wieder zur Verfügung stellte und an der Front wie in den großen Hospitälern in Paris ein reiches Arbeitsfeld für seine Fähigkeiten gefunden hatte, ist jetzt nach den Ver. Staaten zurückgekehrt, um hier seine Kollegen in die Geheimnisse der modernen Kriegschirurgie einzuweihen.

Die Einrichtung der Baracken ist mustergültig. Außer dem Hauptausgang gibt es neben jedem Bett einen Notausgang, sodaß Ambulanzen bis auf zehn Fuß von den Lagern für die Verwundeten vorfahren können und so weite Transporte auf Tragbahren vermieden werden. Für die Ueberführung von und nach dem Operationssaal ist diese Einrichtung gleichfalls von Segen.

Eine andere Neueinführung ist eine fahrbare Eisanlage, die es ermöglicht im Feld jederzeit für Krankenbehandlung Eis zur Verfügung zu haben. Auch sonst enthält die Barackenstadt viel des Neuen, das sich bereits drüben während des Krieges erprobt hat und viel, was amerikanischer Erfindergeist hier für den Kriegsfall geschaffen.

Alle Heilmethoden zu erproben, alle Neuerungen zu prüfen wird die große Aufgabe des Rockefeller Instituts sein, das während des Krieges gleichsam das große Clearing House medizinischer Wissenschaft in den Ver. Staaten darstellen, und den militärischen Behörden mit Rat und Tat zur Seite stehen wird.

* * *

Wie verwundete Krieger geheilt werden.

Von Professor H. Boruttau.

So hoch die Verlustziffern des gegenwärtigen Kriegs dem ersten Anschein nach sein mögen, so unterscheidet er sich in unvergleichlich vorteilhafter Weise von allen bisherigen Kriegen durch die Schnelligkeit, mit welcher die Mehrzahl der Verwundeten wiederhergestellt wird, oft derart, daß sie bereits nach wenigen Wochen in die Reihen der Kämpfer wieder eintreten können. Es gilt dies nicht nur für an sich leichte Verletzungen, sondern selbst für gar manche derart schwere Verwundung, daß in früheren Zeiten sie dem Betroffenen das Leben gekostet oder doch mindestens lange Zeit zur Heilung bedurft hätte. Alle Fortschritte der heutigen Heilkunde und Krankenpflege sind an diesen Erfolgen beteiligt: die verbesserten Transportmittel für Verwundete und Kranke, die Asepsis in der Chirurgie, deren oberster Grundsatz es ist, nicht sowohl vermeintlich in der Wunde vorhandene Krankheitserreger herauszuschaffen, als vielmehr keine solchen von außen hinein gelangen zu lassen, die gewaltige Verbesserung der Operationsmethoden, nicht zuletzt aber auch die Fortschritte in der Erkennung der Art der Verletzung.

Von den Einzelheiten eines Knochenbruchs oder einer Knochenzersplitterung, von der Lage von Geschossen und Geschoßsplittern gibt die Untersuchung mit Röntgenstrahlen so genaue Kenntnis, daß es heute im Gegensatz zu früher möglich ist, die Behandlung von vornherein so zweckmäßig wie möglich zu gestalten.

Wiederherstellung der Funktion, damit der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit, ist heutzutage die Aufgabe jeder zielbewußten chirurgischen und orthopädischen Behandlung geworden und ist das Gebiet aller jener Verfahren, die einsetzen, wenn die Verwundung, die äußerlich sichtbare Verletzung „geheilt" erscheint und es mögliche schädliche Folgen zu vermeiden, bereits eingetretene zu beseitigen gilt. Die Methoden dieser „Nachbehandlung" haben sich in den letzten Jahren ungeheuer vervollkommnet; es gehören dazu sowohl orthopädische und sonstige mit mechanischer Einwirkung arbeitende („meditomechanische", mechanotherapeutische) Methoden als auch diejenigen, welche andere physikalische Kräfte verwenden, nämlich Wärme, Licht, Elektrizität. Von dem ansehnlichen Anfang und der großen Bedeutung des Rüstzeugs dieser gesamten „physikalischen Therapie" hat erst im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges ein in Berlin abgehaltener, diesem Fache gewidmeter Kongreß einen Begriff gegeben — eine der letzten Gelegenheiten, bei denen die völkerverbrüdernde Kraft der Wissenschaft von amtlichen Vertretern der jetzt miteinander im Krieg befindlichen Völker gefeiert worden ist! Für die Erhaltung oder Wiederherstellung der Funktion sorgt schon auf dem Operationstisch die heutige chirurgische Technik, welche Sehnen, die zerrissen oder durchschnitten wurden, vernäht, notwendigenfalls überpflanzt. Durchtrennte Nerven können zusammengenäht werden und gewinnen unter Mitwirkung der physikalisch-therapeutischen Methoden ihre leitende Funktion wieder. Plastische Operationen an Knochen und Weichteilen decken heute große Defekte und lassen Stümpfe gewinnen, die Funktionen übernehmen oder Ersatzteile sich anpassen lassen in einer Vollkommenheit, wie man es früher nicht kannte.

Ist der gebrochene Knochen, das verletzte Gelenk und so weiter geheilt, ja schon während der Heilung, können die mechanischen Maßnahmen beginnen, die die teils in folge der lokalen Stillstellung oder eventuellen Nervenlähmung fehlende Bewegung ersetzen, teils durch Dehnung sie geradezu herbeiführen, teils endlich durch Reizung der Gefühlsnerven den Blutstrom verstärken und für bessere Ernährung sorgen helfen. Hierher gehört die Massage und die passive oder sogenannte Widerstandsgymnastik. Das Heer der hierhergehörigen mehr oder weniger künstlichen Apparate wird vervollständigt durch solche, bei denen der Patient seine Glieder durch aktive Muskelbewegung übt. Auch zur Uebung und Kräftigung der Atembewegungen, zur Wiedererreichung gehöriger Lungenentfaltung und Lüftung des Blutes, die etwa durch Rippenbrüche, Brustschüsse und alle ihre Folgen beeinträchtigt war, dienen einfache gymnastische Maßnahmen wie auch besondere Apparate. Von andern physikalischen Kräften dienen der völligen Wiederherstellung der Krieger vorwiegend die Wärme und die Elektrizität.

Mit elektrischen Glühlampen ausstapezierte Kästen (Lichtbäder) liefern vorwiegend strahlende Wärme: indessen wird die Erzeugung eines heißen Luftstroms zur Behandlung lokaler Schäden jetzt durch Anwendung der Elektrizität gleichfalls sehr erleichtert, indem diese sowohl die Luft durch erhitzte Spiralen erwärmt als auch durch Elektromotoren in Bewegung setzen kann. Solche Wärmeanwendung kann für viele Zwecke schon sehr nützlich sein, trifft aber am stärksten die äußere Körperoberfläche und kann darum nicht sehr weit getrieben werden. Die hochfrequenten elektrischen Ströme liefern aber heutzutage ein Mittel, den Körperteil, durch den sie geschickt werden, durch und durch, wärmer zu machen („Diathermie"), ohne fühlbar zu werden und Muskeln zur Zusammenziehung zu bringen. Sämtliche genannten Arten der Wärmeanwendung sind unter anderm zur Behebung von Gelenksteifigkeiten, chronischen Rheumatismus (eine häufige Folge des Winter- und Schützengrabenfeldzuges) ein vortreffliches Mittel.

Die Elektrizität in ihren direkt physiologisch wirksamen Formen, als Gleichstrom und Wechselstrom niederer Frequenz („konstanter" und „faradischer" Strom des Arztes) ist ihrerseits ein sehr wichtiger Behelf zur Erhaltung und Wiederherstellung der Bewegungen nach Muskel- und Nervenlähmungen als Folgen von Kriegs- wie Unfallsverletzungen. Ebenso kann sie Nervenentzündungen bessern helfen und (besonders in Gestalt des elektrischen Bades) Schwächezustände des Herzens und Stoffwechselstörungen, die als Folge von Strapazen des Feldzuges zurückbleiben, bekämpfen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die neueren Instrumentarien, welche das Zusammenarbeiten von Medizin und Elektrotechnik gerade auf diesem Gebiet in reicher Fülle hat erstehen lassen, näher einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß gerade durch passendes Zusammenwirken mechanischer und elektrischer Behandlungsformen schnelle Funktionswiederherstellung vielfach besonders gut erzielt wird.

Natürlich fehlt es nicht an Verwundungen, die Verlust von Gliedmaßen oder Verstümmelungen andrer Art zur Folge haben, die als solche in ihrer Funktion nicht ersetzt werden können. Aber auch da leben wir nicht mehr in jenen früheren Zeiten, welche derartige Kriegsinvaliden „mit der Drehorgel" oder sonst in einer Form lediglich mehr oder weniger zur Untätigkeit verdammt, dem öffentlichen Mitleide und der privaten Mildtätigkeit überwies: verbesserte Ersatzteile für das Fehlende, Bestrebung zur Ausnutzung der erhalten gebliebenen Fähigkeiten und Anleitung zum Erlernen neuer Erwerbsmöglichkeiten bilden das umfangreiche und für die Zeit nach dem Kriege wichtige Gebiet der Krüppelfürsorge.

Von der zehnten Isonzoschlacht.

Von Kriegsberichterstatter **Vierbaum.** (Schluß.)

Rosen, Kirschen und Granaten.

Im Wippachtal, 29. Mai.

Im Krieg lernt man die Morgenstunden schätzen, besonders wenn so wenig Nachtruhe gehalten wird, wie hier bei uns. Die Kanonade will überhaupt nicht mehr aufhören und von Schlafen ist für einen Zivilisten gar keine Rede. „Stecken Sie gefälligst Ihre Laterne ein!" bemerkte mein Rittmeister, dessen vorzüglicher Obhut ich anvertraut war, als er mich bei stockfinsterer Nacht, nachdem wir in der Menage stundenlang Kriegswitze erzählt hatten, in meine hölzerne Kriegsvilla führte. Sie liegt oben in der Höhe, und den kurvenreichen Weg durch den Wald muß man wirklich kennen, wenn man sich nicht verirren will. Es war finster in der Klause, trotz drückendster Hitze waren Fenster und Türe verhängt und dicht geschlossen. Unten auf der Straße zogen die Fuhrwerke in endloser Zahl zur Front. Manchmal stieg eine Leuchtrakete auf, manchmal kam Unruhe in die Fahrtkolonne, wenn Granaten durchs Tal fegten und in der Nähe der Straße einschlugen. Denn bei Nacht sind speziell die Zufahrstraßen hüben und drüben begehrtes Zielobjekt und unberechenbar wird hier hineingefeuert. Unser Artillerieoffizier hat mir zwar hoch und heilig versichert, mein Häuschen an der Berglehne liege ganz besonders günstig im toten Winkel und sei infolgedessen überhaupt nicht zu treffen, aber praktisch scheint dieser Lehrsatz speziell bei meinem Häuschen doch noch nicht ausprobiert zu sein und die kleine Felsennase zur Rechten sieht nicht so aus, als wenn sie nicht ein dickbauchiger Brummer doch durchschlagen könnte. Einmal blinzelte auch ein Scheinwerfer durch die Ritzen des Fensters in meine Kammer, er sah aber nichts als einen angekleideten Zivilisten, der mit Ungeduld den Morgen erwartete. Tageslicht gibt Ruhe und weckt den Glauben, daß nicht alle Kugeln Treffer sind, in der Nacht spintisiert man gern und kommt auf allerlei nutzlose Gedanken, besonders wenn die Gasmaske am Bettpfosten aufgehängt werden muß.

Ein hoher Offizier ist diesmal mein Begleiter, der mir ein großes Stück der Front zeigen will. Wie gestern, sehe ich auch heute das zerschossene Görz in der Tiefe. Wo sind die blühenden Ortschaften um die Stadt herum hingekommen? Wo sind die Edelkastanienhaine der Podgora geblieben? Was geschah mit den Mauern und Bastionen des Görzer Kastells? Der Krieg allein kann darüber Auskunft geben. Krater an Krater liegt vor uns in der Tiefe, wie eine Mondlandschaft aus der Fliegerperspektive. Scharf heben sich die Bergrücken in weitem Umkreis ab, wie eine schwere Anklage gegen das Wüten in der Welt streckt ein Kloster seine stehengebliebenen schmalen Mauerreste in die Landschaft, jammernd: Seht, auch ich bin ein Krüppel geworden! Ein paar Hügel in unserer Höhe sind treffliche Schallfänger; sie fangen alles Rollen und Grollen von weitem Umkreise her ein, und an ihren Wänden echot das Geschützfeuer von der Adria herauf bis in die Vorgebirge hinüber. Jetzt platzt ein Geschoß mit ganz kurzem Schlag und mein Begleiter erklärt mir, daß das eine auf Stein gesprungene Granate sei; die mehr schwerfällig rumpelnde Explosion ist das Projektil eines Minenwerfers, das sich verhältnismäßig langsam in seiner höchstens zwei Kilometer langen Flugbahn bewegt, und der die Routiniers auf dem Schlachtfeld leicht auszuweichen vermögen. Das Schlagen auf einen Telegraphendraht, wobei der Ton noch lange fortschwingt, ist eine vielleicht nicht ganz unzutreffende Wiedergabe des Granatengesangs in den Lüften. Manchmal meint man sogar die Schwingungen zu sehen und findet bald heraus, ob das Geschoß kommt oder geht.

In unserer Nähe steht eine 8 Zim.-Batterie, von einem blutjungen, frischen Offizier kommandiert. Der rotwangige, hochaufgeschossene junge Herr paßt trefflich in das ganze Bild, das wie ein Eiland des Friedens anmutet. Seine Kanonen stehen in der Nähe eines verlassenen Wohnhauses, gut durch einen Waldstreifen gedeckt, und nur ein paar Schritte hinter den Kanonen blühen die Rosen im Garten, schwere, volle, duftende Rosen. Die Kanoniere tragen sie an den Mützen und der Offizier steckt mit freundlich ein paar ins Knopfloch meines kriegsstrapazierten Rockes. Ich glaube es ihm gerne, daß er immer hier bleiben möchte, wo er sich so nette Unterstände eingerichtet hat, um reife Kirschen und saftige Erdbeeren zu pflücken so viel er will. Aber Batterien kleinen Kalibers sind flinke Wandervögel, Feuerteufel, die wie Irrlichter funken. Wir schmausen und schwelgen in den Primeurs, und da wir tiefer in den Obstwald eindringen, knacken die Zweige verdächtig und ein stibitzender Russe empfiehlt sich schleunigst. „Wiesental" haben die Soldaten ihr Tuskulum getauft, und sie tragen sich sogar mit der Ausgabe einer Ansichtskarte dieses gottgesegneten Inselchens.

Mars aber liebt solche Idylle nicht; schrill klingelt das Telephon und kurz und hart heißt der Befehl: „Drüben im Dorf X verdächtige Bewegungen. Wirkungsfeuer zehn Minuten lang!" Rasch springt alles auf die Posten, Zahlen werden gerufen, Visiere werden gestellt, aus den Kavernen gleiten durch flinke Hände die rotköpfigen Geschosse, verschwinden im Geschütz, und dann bellen und brüllen die Kanonen und stören drüben, etwa 6 Kilometer von uns entfernt, hinter einem Hügel gelegen, die sogenannte „verdächtige Bewegung", und die Rosen auf den Mützen der Kanoniere nicken dabei, und wenn man vorn vom Rauch und Lärm genug hat, so schreitet man nur ein paar Meter zurück und atmet den Duft der Rosen ein. „Bitt' schön, kommen's später wieder," ruft uns der Leutnant noch nach, da wir weitergehen, „wenn's Feigen bei uns gibt!"

Nur eine halbe Stunde weiter, und Rosen und Früchte sind bald vergessen. Hier wird mit großen Geschützen auf feindliche Stellungen getrommelt und gehämmert, fieberhaft arbeitet es an den Telephonen, wie ein großes Räderwerk greifen die Hände der Artilleristen ineinander ein, laden und feuern ab, laden und feuern. Und durch das Glas erkennt man, wie an einem Wippachstück gerungen wird, wie Menschenmassen angesetzt werden zum Angriff, hört das klappernde Geräusch der Maschinengewehre und folgt dem wimmelnden Haufen in der Tiefe, bis er hinter einem Höhenzug verschwindet. Und am Abend wird uns die Kunde: Angriff abgeschlagen. Da setzt sich der junge Fähnrich ans Klavier, das aus einer englischen Villa dieser Gegend stammt, und spielt eine patriotische Weise und nachher Operettenschlager und Wiener Lieder, und in sehr vergnügter Stimmung gehen wir zu Bett.

Als ich wenige Stunden später frühstücke und Abschied nehme, müht sich ein in Uniform steckender Lehrer redlich ab, den Kasten zu stimmen; aber es will ihm nur halb gelingen und mit dem Pedal kann er überhaupt nichts anfangen. Es war, — echt militärisch — da besagter Teil beim Transport des Klaviers ins Kommando abhanden gekommen war, durch einen Lederriemen und — einen Steigbügel ersetzt worden!

Heimfahrt.

Triest, 30. Mai.

Neunzehn Tage lang tobte die zehnte Isonzoschlacht, jetzt scheint sie sich endlich dem Ende zuzuneigen. Aufs neue ist der Karst festes, unbezwingbares Bollwerk geblieben, festgehalten von den Völkern Oesterreichs, wie kühn und todesmutig auch Italiens Heere dagegen anrannten.

Am Hafen von Triest schaue ich zum Abschied noch einmal übers Meer zur Isonzofront hinüber. Halb Triest promeniert mit mir auf den heißen Steinen des breiten Quais, und wenn sich auch der Triestiner langsam an das Schießen und Kämpfen überm Wasser gewöhnt hat, diese zehnte und größte Schlacht beunruhigte ihn doch etwas und schärfte seine Sinne. Schauobjekt ist vor allen Dingen eine gewaltige Rauchwolke, die gegen Duino hin ansteigt und drei Tage sichtbar ist. Ein Waldbrand tobt dort, den Gasgranaten entzündet haben, und wie dürres Holz geht der ganze Forst in Flammen auf, den die glühende Sonne der Adria wochenlang austrocknete. Ausgestorben ist der Südbahnhof noch immer, still Hafen und manches Quartier, aber in den inneren Straßen der Stadt pulsiert wie früher frisches Leben, und die Leute sitzen bis tief in die Nacht hinein vor den Kaffeehäusern und schwatzen und lesen, und an die Dunkelheit in den Straßen haben sie sich längst gewöhnt.

Meine Geschäfte im Kriegspressequartier sind bald erledigt. Sein neuer Chef, der mich bei meiner Ankunft als ehemaliger Generalstabschef eines Korps, bei dem ich einst einige Tage weilte, liebenswürdig und freundlich wie einen alten Bekannten begrüßte, ist ein Mann mit gesundem Verständnis für die Tätigkeit der Presse in der Kriegszeit.

Oesterreich-Ungarn liegt seit bald drei Jahren im Krieg, aber es steht noch aufrecht da und lebt weiter. Wohl werden auch diese beiden Staaten von Sorgen gedrückt, wohl sind die Lebensmittel knapp, und ohne zu weit einschneidende Einschränkungen geht es auch hierzulande nicht ab, aber der Wille zum Durchhalten ist da und der Glaube an den Erfolg. Manches mag andernorts straffer und strenger organisiert sein, da und dort mag der Krieg ernster und lähmender wirken; Wien vor allem trägt ihn mit dem Grad von Heiterkeit und Gelassenheit, die so fest in der Kaiserstadt sitzen wie der Stephansdom, und ohne die Wiener gar nicht denkbar ist. Der echte Wiener weiß sich durch alle Klippen und Hindernisse durchzuschlängeln, findet trotz Rationierung noch manches, was sein Herz begehrt und nicht missen möchte, raucht sein Pfeifchen wie ehedem und freut sich an den Vergnügungen des Praters wie im Frieden. Zwar müssen auch die Wiener Autos mit Stahlreifen fahren, der berühmte Wiener Fiaker ist rar wie Bratwürste, Kaisersemmeln gibt's längst nicht mehr, und die Tramways sind überfüllt bis zum Ersticken. Aber das Wiener Leben pulsiert mit seinem Herz und Gemüt weiter und klingt und singt wie früher. In den im Blütenschmuck prangenden Gärten spielen die Kinder, die Wiener Mädchen sind noch immer hübsch und gut angezogen, alle Kinos und Theater sind voll, in den Gärten klingen die Geigen im Konzert, und gerade jetzt in der Pfingstwoche fahren die blumengeschmückten Wagen durch die Straßen, in denen die jungen, weißgekleideten Firmlinge selig neben ihrem „Göden" sitzen und von der ersten Stufe der Erwachsenheit aus mit jugendblanken Augen in die Welt lachen. So oder so, der Krieg ist da, und wohl dem, der mit ihm fertig werden kann. Nicht unterkriegen lassen! Dann geht's, und also bleiben Wien und die Wiener aufrecht und heiter und hoffen auf den Frieden.

Die Einkreisung Deutschlands.

IV. Italien als Feind der Mittelmächte. (Schluß.)

Noch am 18. Dezember 1912, während des ersten Balkankrieges, hatte der verstorbene italienische Minister des Aeußern, Marquis di San Giuliano, in einer großen Kammerrede den Dreibund als die „fundamentale Basis der internationalen Stellung Italiens" bezeichnet und hinzugefügt, daß die Eroberung Tripolitaniens nur möglich gewesen sei auf dem Boden der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund. Und noch ein drittes Mal in jener Rede betonte der Marquis di San Giuliano die lebenspendende Kraft des Dreibundes für Italien: er nannte ihn den Angelpunkt der auswärtigen Politik seines Vaterlandes. Wenn man bei diesem Bilde bleiben will, so kann man sagen, daß Italien sich selber aus den Angeln hob, als es den Dreibund verließ und gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland marschierte. Das große afrikanische Kolonialgebiet, das der vom Zaun gebrochene Krieg gegen die Türkei im Jahre 1912 für Italien gewann, ist heute schon nur noch Schall und Rauch für die verflossenen Bundesbrüder. Und mit den unerlösten Gebieten steht es nicht anders. Je länger der Krieg dauert, desto mehr gleichen die Italiener den betrübten Lohgerbern, denen die Felle wegschwammen: der imperialistische Traum, den die Eroberung Tripolitaniens stützen sollte, ist ebenso zerronnen wie der irredentistische, für dessen Erfüllung Italien in den Weltkrieg eingriff.

Eine Kette von Fehlern ist die italienische Politik der letzten zwanzig Jahre gewesen, ein steter Tanz von Extratouren, um bei dem Worte des Fürsten Bülow zu bleiben, Extratouren, über denen Italien gerade die Tänze zu tanzen vergaß, die es seiner geopolitischen Gestaltung nach hätte tanzen sollen. Das stolze Wort Cavours hatte gelautet: Italia farà da se, Italien wird sich mit eigner Kraft durchsetzen, und nichts hat Italien durch eigne Kraft erreicht. Weder seine Einheit vermochte es sich selber zu erkämpfen, noch selber den Gang in die Weltpolitik anzu treten, noch fand es den Weg zu seinen unerlösten Gebieten selbst, trotzdem ihm noch im letzten Augenblick goldene Brücken gebaut wurden. Wie Italien seit einem Jahrhundert in allen entscheidenden Schlachten geschlagen worden ist, so ist es unterlegen in allen entscheidenden diplomatischen Kämpfen. Das Programm der auswärtigen Politik Italiens, seit es dem Dreibund angehörte, war eine Schaukelpolitik zwischen Imperialismus und Irredenta, der, je näher die Staaten Europas dem Weltkriege rückten, um so mehr eine Schaukelpolitik zwischen Dreibund und Dreiverband entsprach. Das Volk, das nichts lieber hört, als wenn man es mit den Römern des Altertums, seinen „Vorfahren", vergleicht, hat weder die Zähigkeit noch die Stetigkeit des römischen Volks, weder die klare Erkenntnis der nationalen Aufgaben noch das durch keine Gefühlspolitik unbeirrte Urteil des Herrenvolks der Alten Welt. Alles in allem ein Menschenschlag, der von vornherein nicht zum Sieg bestimmt zu sein scheint.

Militärisch, maritim, finanziell war Italien schwach, als Crispi Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sich entschlossen für einen Anschluß an Deutschland und Oesterreich-Ungarn aussprach. Schon damals wollte man eine Grenzberichtigung nach den Alpen hin und hatte kein Verständnis für Bismarcks Wort: „Nehmen Sie Albanien!" Ebensowenig wie für Bismarcks Hinweis auf Tunis: ein paar Jahre später saßen die Franzosen dort. Verblendet gewesen ist Italien auf seiner Suche nach politischen Freunden von Anfang an. Die Mischung des Bluts wies es nach Frankreich, und doch hat gerade Frankreich der italienischen Volkswirtschaft die schwersten Wunden geschlagen durch seinen langen Zollkrieg gegen Italien, den er nur überwand durch den Rückhalt, den es an Deutschland und Oesterreich-Ungarn hatte, an den Tedeschi, die seinem Gefühl nun einmal zuwider waren. Gewiß war diese Gefühlspolitik einigermaßen berechtigt durch die Zusammenstöße, die Italien im 19. Jahrhundert mit Oesterreich gehabt hatte, aber hatten nicht auch Oesterreich und Preußen sich wieder vertragen? Die Mittelmeermacht Italien steuerte hartnäckig falschen Kurs. Die Abkommen mit Frankreich über Tunis und Tripolitanien um die Wende des Jahrhunderts, die ersten offenen Schritte zum Abfall Italiens, banden ihm dort die Hände, wo es sie hätte frei haben sollen. Die Vereinbarungen mit Rußland nach der Begegnung von Racconigi 1909, einer der letzten Schritte zur Abkehr vom Dreibund, wiesen auch auf dem Balkan den Italienern die falsche Bahn, denn nun und nimmer könnten russische und italienische Wünsche auf der Balkanhalbinsel in Einklang gebracht werden. Und als Italien seine Blicke nach Albanien richtete, war es zu spät, das Adriatische Meer als mare Italicum war nicht mehr denkbar. Gegen Frankreich und England hätte Italien die ausschlaggebende Macht am Mittelmeer werden können im Gefüge des Dreibunds: es zog vor, im Dreiverband die zweite Rolle zu spielen. Es spürte nicht, daß Frankreich und England die Blicke des unbequemen Nebenbuhlers von den Gebieten, in denen sie selber die Herren sein wollten, abzulenken versuchten, es ging auf den Leim, den man ihm von Paris und London aus strich: statt nach Nordafrika nach Dalmatien und Mazedonien zu blicken und den alten Gegensatz Italien-Oesterreich wieder zu beleben. Es schlug selbst im Frühjahr 1915 die friedliche Lösung der Irredentafrage aus, weil die Gefühlspolitik schon die Oberhand gewonnen hatte, es hoffte auf die reichen Brocken vom Tisch derer, die es für die Sieger in diesem Weltkrieg hielt. So wird es denn ärmer als je dastehen, wenn der Tag der Begleichung der großen Rechnung kommt. Die „neuen internationalen Verbindungen", die man schon gelegentlich der bosnischen Krise offen in der Kammer verlangte, sind da, aber das Fragezeichen, das hinter dem Vorteil Italiens aus dieser Verbindung steht, ist noch dicker als das, das der Präsident des italienischen Pressesyndikats, Ernesto Rossi, 1900 hinter die Vorteile Italiens aus seiner Zugehörigkeit zum Dreibunde setzte. Ein Mann wie Sonnino, der 1908 als Volksvertreter sich als „überzeugten Freund des Dreibunds" bezeichnete und dann den sacro egoismo Italiens schließlich zum Ziele zu führen gedachte, steht vor einem Ziele, das verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Warnungstafel am Ende eines toten Gebirgspfades hat.

Verblendete dahin zu leiten, wohin man es wünscht, ist nicht schwer. Der französische Botschafter Barrère, dem der Löwenanteil an der Gewinnung Italiens für die Feinde der Mittelmächte zuzusprechen ist, hat voll erreicht, was er begehrte. Bismarck wollte zufrieden sein, wenn „ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben Deutschland die Front nach Westen und nicht nach Osten" nähme, und gerade das mußten Deutschlands Feinde zu verhindern suchen. Weil die Deutschen bis zuletzt wie Bismarck dachten, ließen sie sich alles von Italien gefallen: seine Extratouren, seinen Gang nach Tripolitanien, der die Deutschen fast mit dem türkischen Freund entzweite, seine „Neutralität" zu Anfang des Kriegs, und boten ihm friedlichen Ausgleich zur Befriedigung seiner Sehnsucht der Irredenta. Was die Feinde der Mittelmächte wollten, geschah nicht, wie ihre Duldung der italienischen Sonderbestrebungen, aus Rücksicht auf die Wünsche des Bundesgenossen, es hatte nur die eine Absicht: zu bewirken, daß das italienische Heer eben seine Front nicht nach Westen, sondern nach Osten, gegen Oesterreich, nehme, daß eine italienische Gefahr an der Westfront zu den Unmöglichkeiten gehörte. Seine Bundesbrüder von heute verlangen von Italien nicht mehr als Unteroffiziersdienste, hat es sie getan, so wird es von Frankreichs und Englands Gnaden gehen können, wohin es will, wird es sich nehmen können, was es vermag, wird es, mit andern Worten, seine Irredenta wie seinen Imperialismus befriedigen können, wie die Römer sagten, an den griechischen Kalenden oder, auf gut Deutsch, am St. Nimmerleinstag. Eine vollständig verfahrene, verkehrt gedachte und verkehrt eingefädelte Politik krönt den sacro egoismo der Italiener, ist der letzte Takt seiner Tänze der Extratouren. Wenn nicht alles täuscht, wird Italien nicht eher wieder politischen Gewinn im weltpolitischen Wettbewerb ernten, als bis es entschlossen den Kurs, den es jetzt steuert, ändert und die Bahnen fährt, die seine geopolitische Gestaltung ihm von vornherein zugewiesen hat. Nicht im Trentino und nicht jenseit der Adria liegen Italiens weltpolitische Aufgaben, sondern in Nordafrika, und dort gerade da, wo heute die französische Flagge weht. Und suchen die Italiener heute nach einem Flottenstützpunkt, so sollten sie ihre Gassenpolitiker und ihre politisierenden Dichter lehren, nicht Trieste zu rufen und zu singen, sondern Malta!

* * *

Unsere Betrachtung über die Einkreisung Deutschlands ist zu Ende, der Reif aber, den die Gegner mit ihr um Deutschland spannten, hat die Hoffnungen nicht erfüllt, die man auf ihn setzte. Er gleicht dem Reif eines Kraftwagens, der zerschleißen wird, bevor die Fahrt beendet ist. Sie wähnten Deutschland zu ersticken und werden nun selber mehr und mehr gesprengt durch die gedrängte Kraft der innern Linie: je stärker der Druck von außen wird, desto gesammelter die Kraft, die Widerstand leistet. Ihre ganze Hoffnung während des Krieges war die Gewinnung immer neuer Feinde, schon dieses Bemühen zeugt am besten dafür, daß sie sich selber fühlen als ein abwärts rollendes Rad. Wann das Ende kommt, wissen wir nicht, aber eins wissen wir sehr gut: daß sie Deutschlands gesammelte Kraft nicht zu vernichten vermögen. Der Ring um die Mittelmächte wird eines Tages nachlassen müssen und es wird ihm dann gehen wie einem Schlauch, aus dem alle Kraft entweicht, er wird zu nichts mehr nütze sein. Sucht man noch einer geschichtlichen Erkenntnis aus den Ergebnissen der Einkreisungspolitik, so kann man ohne Ueberhebung heute schon sagen: der in der Not des Kriegs gehämmerte Vierbund wird der Anfang einer weltpolitischen Machtbildung sein; der zur Vernichtung der Mittelmächte geschlossene Vierverband mit all seinen Ecken und Enden, seinen Mitläufern und Nachtretern, ist schon heute ein Ende, verdammt zum Zerfall, wenn er nicht siegt, wie jede ins Maßlose getriebene Kraftanstrengung, die ihre Macht zerreibt an einem Widerstand von elementarer Prägung.